Der Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 34.

Den 16ten August 1806.

Erklärung des Kupfers.

Die große Schneegrube.

Unsern Gebirgsreisenden sind zwar die Schneegruben aus der entferntern Ansicht, wie sie oft im warmen Sommer mit ihrem Schneevorrathe an dem hohen Riesenkamme sich sehen lassen, bekannt. Aber viele, die auch selbst in ihrer Nähe waren und schwindelnd von der Höhe in ihren vielleicht 1000 Fuß tiefen Grund und auf ihre Felsenwände und vorstehende Granitblöcke sahen, hatten nicht den Muth, sich hinunter in die Tiefe zu wagen.

Freylich ist eine so steile Reise für einen Fremden ohne Führer etwas gewagt, besonders, wenn er leicht schwindelt, aber wenn man nur behutsam wandelt, so sind mehrere Stellen nicht so ganz unbequem.

Erstaunen muß jeder, der ihr Innres zum Erstenmal erblickt. Besonders fallen die Felsenmassen auf, wenn man aus der kleinen Grube nach der östlichen Seite hinübersteigt, wo die Zeichnung entworfen ist.

Ueppige Vegetation mannigfaltiger Pflanzen, worunter Gentianen, Martagons, Lonchus alpinus und einige andre für unsre Lustgärten reitzende Zierpflanzen sind, contrastiren mit den zwischen Felsenwinkeln fast immerdauernden Schneemassen und den umgebenden Felsen sehr sonderbar. Etwas tiefer befinden sich kleine Seen oder Teiche mit felsigtem Ufer begrenzt.

Die Aguetendorfer Grube ist weniger interessant.

Das durchschwitzte Hemde.

Eine historische Anekdote.

Die berühmte Bartholomäusnacht 1572 war bekanntlich die Todesnacht der Hugenotten in Frankreich, die in ihr zu Tausenden auf Befehl des Königs ermordet wurden. Man feyerte zugleich die Hochzeit des Königs Heinrich von Navarra, nachher Heinrich IV. mit Margarethe von Valois, und die des Prinzen Condé mit Maria von Kleve. Diese sechszehnjährige sehr reitzende Prinzessin hatte sehr lange getanzt, und fühlte sich ein wenig von der Hitze beschwert; sie begab sich daher in eine Garderobe, wo eine Kammerfrau der Königin Mutter, die ihr Hemde ganz durchnäßt sah, sie ein frisches anziehen ließ. Kaum war sie einen Augenblick fort, als der Herzog von Anjou, der nachherige König Heinrich III, der ebenfalls sehr viel getanzt hatte, ins Zimmer trat, um seine Haare zu ordnen, und sich das Gesicht mit der ersten Leinwand, die er fand, abtrocknete; diese Leinwand war das abgelegte Hemde. Bey der Rück-

kehr

kehr auf den Ball warf er seine Augen auf die Prinzessin, und fühlte sich bey ihrem Anblick so überrascht und bewegt, als ob er sie nie gesehen hätte. Die beynahe ängstliche Aufmerksamkeit, die er ihr sogleich zeigte, war um so auffallender, je gleichgültiger er die sechs Tage, die sie am Hofe war, für dieselben Reitze geschienen hatte, die jetzt einen so lebhaften Eindruck auf ihn machten. Dieser Eindruck verlor sich nicht. Er wurde, erzählen alle Memoires dieser Zeit, unempfindlich für alles, was nicht Bezug auf seine Leidenschaft hatte; seine Erwählung zum Könige von Polen, weit entfernt, ihn zu schmeicheln, schien ihm ein Exil, seine Abwesenheit vermehrte seine Liebe. Jedesmal wenn er an die Prinzessin schrieb, stach er sich in den Finger und schrieb mit seinem Blute. Noch an demselben Tage, wo er die Nachricht vom Tode seines Bruders Karls IX. erhielt, schickte er einen Kourier mit der Versicherung an sie ab, daß sie nun bald Königin von Frankreich seyn würde, und als er zurückgekehrt war, bestätigte er ihr dies Versprechen, indem er sich einbildete, ihre Ehescheidung vom Prinzen Condé würde keine Schwierigkeit finden, da derselbe abermals zur reformirten Kirche zurückgekehrt war. Aber dieser Entschluß wurde für die Prinzessin sehr unglücklich: denn kurze Zeit nachher raffte sie eine heftige Krankheit in der Blüthe der Jugend hinweg. Die Verzweiflung Heinrichs III. läßt sich nicht beschreiben; er brachte mehrere Tage mit Thränen und Klagen hin, und als er sich endlich öffentlich zeigen mußte, erschien er in der tiefsten Trauer, mit lauter kleinen Todtenköpfen bedeckt.

Mehr als vier Monate nach ihrem Begräbniß in der Abtey St. Germain lud der Kardinal von Bourbon den König zu einem Gastmahl in dieser Abtey ein. Kaum hatte er sie betreten, als er so heftige Herzensbeklemmungen fühlte, daß er umkehren wollte. Sie hörten nicht eher auf, als bis man das Grab öffnete, und den Körper der Prinzessin für diesen Tag an einen andern Ort brachte.

Seine Mutter, Katharina von Medicis, hatte gehofft, diese Liebe durch die Heyrath mit Louise von Vaudemont, einer der schönsten Personen Europas, in Vergessenheit zu bringen. Vielleicht hoffte er es selbst, aber vergeblich. Das Bild der Prinzessin von Condé lebte immer in seinem Herzen, und erfüllte es mit nagendem Kummer. Er hörte nie auf, sie zu lieben, so viele Mittel er auch anwendete, diese unglückliche Leidenschaft zu ersticken, und die schwarze Melancholie zu zerstreuen, die ihn oft in eine Art von verzweifelnder Wuth stürzte. Dann überließ er sich bald übertriebnen Andachtsübungen, bald allen Ausschweifungen der Wollust, bis er sein Reich aufgelöst, seine Großen in den Waffen, seine Unterthanen empört, und für sich selbst keine andre Rettung sah, als in das Lager seines Feindes Heinrich von Navarra zu flüchten, wo ihn der Dolch des Meuchelmörders Jaques Clement fand. — Ein Stoff zu einem historischen Roman, der noch nicht benutzt worden ist.

Warum ist die Amtskleidung der protestantischen Geistlichkeit schwarz?

In den ersten Zeiten des Christenthums unterschieden sich die Aeltesten der Gemeinen, die zugleich

Lehrer

Lehrer derselben waren, im Aeußern durch nichts. Sie erschienen in den öffentlichen Versammlungen in der ihrem Lande und ihrer Zeit gewöhnlichen Kleidung. Erst später, da durch Constantin die christliche Religion die herrschende im römischen Reiche wurde, bedienten sich die Bischöffe und Lehrer der Kirche mit wenigen Veränderungen der den heydnischen Priestern ehemals zugehörigen Kleidung und diese war nach ihrer vormaligen Bestimmung sehr verschieben. Indeß trug man anfangs dieselbe blos bey kirchlichen Feyerlichkeiten und beym Gottesdienste und unterschied sich im gemeinen Leben durch keine besondere Kleidung von den Layen. Da aber die Geistlichkeit im neunten und zehnten Jahrhunderte immer mehr Ansehn erhielt, so ward ihnen das Tragen der gewöhnlichen Kleider durch den Schluß eines Conciliums ausdrücklich untersagt. Man kehrte sich aber in der Folge nicht daran und Innocenz III. erlaubte der Geistlichkeit, mit Ausnahme der Mönche, außer den Geschäften ihres Amts wieder jede Art der bürgerlichen Kleidung, nur mit der Einschränkung, daß sie keine grüne und gelbe Kleider tragen möchten. So blieb es bis zu den Zeiten der Reformation, wo Luther auch diese Angelegenheit zur Sprache brachte. Er selbst hielt es für anständig, bey dem Gottesdienste in einer gewissen ehrwürdigen Kleidung zu erscheinen und predigte mehrmals in dem Habit, den er vormals als Augustinermönch getragen hatte. Er legte ihn aber schon im Jahre 1524 ab, weil ihm sein Landesherr, Kurfürst Friedrich von Sachsen, ein eignes Amtskleid von brauner Farbe zusandte. Mit diesem betrat er von dieser Zeit an ohne allen Wider-

spruch

spruch die Kanzel. Im Jahre 1529 machte ihm Johann, Friedrichs Nachfolger, ein ähnliches Geschenk aus seiner eignen Garderobe mit einem schwarzen Rocke, den er so ehrte, daß er ihn von Stund an zu jedem kirchlichen Geschäfte anzog. Die schwarze Farbe fand allgemeinen Beyfall, da sie zumal zu der Zeit die Farbe der meisten Höfe Deutschlands war, so daß in nicht weniger als zehn Jahren schon alle lutherischen Geistlichen schwarze Kleider trugen. Dem Exempel der Lutheraner folgten nachher auch die Anhänger Zwingli's und Calvins, nur mit dem Unterschiede, daß man alle übrigen Amtskleidungen und Verzierungen wegließ und sich mehr einer einfachen Kleidung bediente. So ist es bis auf unsre Zeit geblieben, die bey aller Abwechselung der Mode dennoch dafür ist, daß der Mann, der sich mit der heiligsten und wichtigsten Angelegenheit des Menschen beschäftigt, auch in keiner grellen und bunten Modetracht, sondern in dem schon durch sein Alter ehrwurdig gewordnen schwarzen Rocke öffentlich erscheine.

Wenn das heute wäre.

Als Ludwig XI. 1461 seinen Einzug zu Paris hielt, standen bey der Fontaine du Ponceau wilde Männer und Weiber, die mit einander kämpften; dabey drey schöne Mädchen als Sirenen ganz nackend, die kleine Gedichte hersagten. Weiter hin sahe man das Leiden Christi, und wie Gott am Kreutze zwischen den beyden Schächern ausgestreckt war. Welche seltsame Verbindung! Beym Einzuge Karls des Kühnen, Her-

Herzogs von Burgund 1468 zu Lille wurde er mit großer Pracht und vielen Mysterien aufgenommen. Unter andern gefiel ihm das Urtheil des Paris am besten. Die drey Göttinnen erschienen vor dem Paris, wie sie Gott geschaffen hatte. Venus war eine Frau von Riesengröße mit einem unförmlich dicken Bauch. Juno war eben so groß, aber so mager, daß die Haut an den Knochen zu kleben schien, und Pallas eine kleine unförmliche Zwergin, hinten und vorne mit einem großen Buckel.

Die himmlische Ehescheidung.

Die religiöse Trauung und Vereinigung, mit der man jetzt dem Vernehmen nach umgeht, erinnert mich an das vergeßne Buch des Italiäners Ferrante Pallavicino unter dem Titel: il divorzio celeste, dessen Idee seltsam genug ist, um hier als ein litterarisches Curiosum mitgetheilt zu werden. Es ist ein komischer Roman in Briefen und Monologen, wahrscheinlich der erste in seiner Art. Die Korrespondenten und Sprecher sind Gott der Vater, Gott der Sohn, der heilige Paulus, der heilige Lucas, Mönche, Nonnen und andere Personen. Gott der Vater giebt dem Sohne seine Mißbilligung darüber zu erkennen, daß er noch immer der Vermählte einer Kirche bleibe, die jetzt ein so skandalöses Leben führe. Der Sohn erklärt sich. Der heil. Paulus wird nach Rom abgesandt, um über die Lebensart der Kirche Bericht abzustatten. Dieser Bericht fällt so aus, daß im himmlischen Ehestandsgerichte auf Scheidung erkannt wer-

den muß. Nun melden sich die lutherische, die reformirte und andere ketzerische Kirchen als Bräute. Sie werden aber alle zurückgewiesen, weil der Heyland lieber im Cölibat leben, als wieder mit einer menschlichen Kirche vermählt seyn will.

Pallavicino war ein Katholik, und wollte mit dieser kecken Satyre für keinen Ketzer gelten, indem sein Buch mehr gegen die Person des Papsts Urban VIII. und gegen die Mißbräuche der geistlichen Gewalt, als gegen diese Gewalt überhaupt gerichtet ist. Aber er mußte doch mit dem Leben dafür bezahlen. In Avignon, wohin er zufällig auf einer Reise kam, wurde er in Verhaft genommen, und dort im Jahr 1644 enthauptet.

Betrachtungen eines alten Breslauers.

(Fortsetzung.)

Ich habe nie begreifen können, wie man über politische Neuigkeiten so heftig in Leidenschaft gerathen kann. Es ist vernünftig und natürlich zu wissen, was in der Welt vorgeht; die Begebenheiten, welche durch Menschen hervorgebracht werden, die Schlachten, Eroberungen, Staatsveränderungen ꝛc. müssen uns mehr beschäftigen als die Ereignisse der Natur, Ueberschwemmungen, Brände, Sturmwinde, weil die Handlungen der Menschen mehr Beziehung mit uns haben, und wir in ihnen Unterricht und Belehrung für unsre eigne Handlungsweise finden.

Aber diese Gründe, uns mit dem bekannt zu machen, was unter den Menschen vorgeht, verpflichten uns

uns auch, nichts hinzuzufügen und nichts hinweg zu nehmen. Der größte Theil derer, die Neuigkeiten erzählen, theilen sie jedoch nie eben so mit, wie sie dieselben gehört haben; sie verändern sich beständig in ihrem Munde, und es ist kaum glaublich, wie zwey Personen, die zugleich eine Nachricht dieser Art gehört haben, sie ganz verschieden erzählen. Der eine liebt die Wahrheit nicht, und verändert aus einem natürlichen Hange alles, was er sagt; der andre giebt nicht Achtung, wenn erzählt wird, und erzählt nachher selbst falsch; ein dritter liebt die Uebertreibung, und verschönert alles, was er erzählt; ein vierter haßt die Nation oder den Mann, der auf der Weltbühne steht, und sucht allen ihren Thaten den Werth oder den Ruhm der Kühnheit und der Größe zu verkümmern.

Man sieht Leute, die mit allen Arten von Neuigkeiten hervortreten, und sie als Wahrheiten erzählen, so lächerlich und unmöglich sie auch sind. Ein vernünftiger Mann, der etwas zur Unterhaltung beytragen will, und der in dieser Absicht sich von dem unterrichtet, was in der Welt vorgeht, theilt das mit, was er gehört oder gelesen hat, ohne sich zu erhitzen, ohne sich zu verbürgen; wenn man ihm widerspricht, verwandelt er die Unterhaltung in keinen Streit, er begnügt sich, das zu sagen, was er weiß, ohne tyrannisch zu verlangen, daß man ihm Glauben beymißt, er giebt sogar lieber Thatsachen, deren Wahrheit er bezeugen könnte, auf, ehe er den Frieden der Gesellschaft stört. Eine bestrittene Neuigkeit hängt nicht so sehr von uns ab, um sie auf Kosten der menschlichen Tugenden durchzuführen, es ist besser,

über eine Schlacht schlecht unterrichtet, als ein zänkischer und widerspruchliebender Mensch zu seyn.

Eine andre Anzahl von Neuigkeitskrämern hat die Eitelkeit, ihre Nachrichten aus bessern Quellen als andre Leute zu haben. Man erkennt sie leicht und bis zum Ekel an der wichtigen Miene, mit der sie sprechen, an der verachtenden Geringschätzung, mit der sie hören, an dem herabwürdigenden Ton, mit dem sie verwerfen, an der Sucht, gewisse Dinge an der Tafel oder aus dem Munde eines Generals oder Ministers gehört haben zu wollen. Aber gewöhnlich ist davon kein Wort wahr, und sie haben weder beym Minister gespeist, noch aus seinem Munde Kriegserklärungen und Friedensschlüsse vernehmen können, da kein Krieg erklärt und kein Friede geschlossen worden ist.

Eine dritte Anzahl spielt selbst die Rolle der Minister an öffentlichen Orten. Mit der Miene der höchsten Vorsicht und des tiefsten Geheimnisses sagen sie die gewöhnlichsten Dinge, die längst gedruckt sind, dem andern ins Ohr, verlangen, nicht als Erzähler oder Verbreiter genannt zu werden, und fordern, daß man ihnen für dies gütige Zutrauen den größten Dank wisse. Natürlich wollen sie glauben machen, daß sie nicht allein die auserlesensten Nachrichten wissen, sondern daß sie auch zu den geheimen Kabinettern Zutritt haben, wo dieselben verhandelt werden. Indem sie sich beständig verwahren, nicht für Neuigkeitskrämer gehalten zu werden, sind sie es doch grade mehr als alle andern durch die Wichtigkeit, die sie sich dadurch zu geben zu suchen, und durch die Lächerlichkeiten, mit denen sie sich wirklich beladen.

(Wird fortgesetzt.)

Aber-

Abergläubige Meinungen zu Breslau.

Wenn einer Braut vor der Trauung der Kranz entfällt, so stirbt sie noch in demselben Jahre.

Wenn man neunmal hintereinander niest, wird man seelig.

Wenn einem vom Teufel träumt, so bedeutet dies Freude. Sieht man im Traum einen Geistlichen, so hat man an dem folgenden Tage Händel.

Wer von einem Brautpaar in der ersten Nacht zuerst einschläft, stirbt auch zuerst.

Wer reich werden will, muß das Brodt nicht ungleiche schneiden.

Verliert ein Frauenzimmer die Schürze, so steht sie in Kurzem zu Gevattern.

Nüchterner Speichel ist gut gegen das Gift.

Verliert ein Mann den Trauring, so stirbt in Kurzem die Frau. Verliert ihn die Frau, so stirbt der Mann.

Wenn Braut und Bräutigam sich einander ein Messer schenken, so zerschneidet dies die Liebe.

Wenn es am Hochzeittage schneyt, so bedeutet dies eine gesegnete Ehe.

Wenn ein Mädchen wissen will, ob sie unter einem Jahre heyrathen wird, so darf sie nur am Weihnachtsabend ein paar Nüsse in den Hünerstall werfen. Gackert der Hahn, so bekommt sie einen Mann; gackert die Henne, so muß sie noch warten.

Wer am Sonntage unter der Predigt gebohren ist, sieht Gespenster und findet einen Schatz.

Klingt es einem im linken Ohr, so reden die Menschen Böses von ihm; klingt es ihm aber im rechten, so sprechen sie Gutes.

Kein Jüngling muß einem Mädchen einen Spiegel schenken: sie sieht sonst seine und ihre Fehler darin, und aus der Heyrath wird nichts.

In dem Jahre, in welchem die Haselnüsse gerathen, giebt es auch viele H — n.

Eine Spinne bedeutet Glück, wenn sie des Vormittags auf uns zuläuft; Unglück, wenn es des Nachmittags geschieht.

Der Finger eines Gehangnen in ein Bierfaß gehängt, verschafft dem Bierschenken viele Gäste.

Das Blut von einem armen Sünder vertreibt die Mutterbeschwerden und bringt Glück ins Haus.

Gedanken und Einfälle.

Das Vergnügen läßt uns vergessen, daß wir existiren; die Langeweile macht es uns fühlbar.

Man läßt den großen Männern nur nach ihrem Tode Gerechtigkeit widerfahren, das heißt: wir wollen wohl, daß sie da gewesen sind, aber wir verzeihen es ihnen nicht, da zu seyn.

Der Gesandte eines Indischen Fürsten, der einen Portugiesen lachen sah, als er seinen Herrn Bruder der Sonne nannte, fragte ihn, ob des Königs von Portugall Majestät majestätisch aussehe?

Unter dem Kayser Konstantius Chlorus verlangte ein Gallischer Patricier, daß ein Bischof, der ihm begegnete, stehen bleiben und ihn zuerst grüßen sollte,

aus

aus dem Grunde, weil er das Bild des Kaysers vor sich her tragen ließe. Der Bischof erschien fortan nie mehr öffentlich, ohne das Kreutz vor sich hertragen zu lassen, dem das Bild des Kaysers und alle Patricier weichen mußten.

Wenn bey den Römern die Leiche des Kaysers auf dem Paradebette ausgestellt wurde, mußten sechs Knaben von den vornehmsten Familien die Fliegen verscheuchen. Ich befahl Königen und konnte sie von ihrem Thron jagen, sagte Trajan am Abend vor seinem Tode, und morgen kann ich keine Fliege mehr von meinem Gesicht jagen.

Die Völker von Surimpatan, sagt ein reisender Engländer, haben sich ein Gesetz gemacht, nie den Feind in ihren Schlachten zu tödten. Man lehrt sie von Jugend auf, im Gefecht den Gegnern blos die Nase abzuhauen, womit sie sich begnügen und welches sie so geschickt zu thun wissen, daß ihre Nachbarn aus Furcht vor dieser Entstellung es nicht wagen, sie anzugreifen. Sie selbst führen nie einen andern als einen Vertheidigungskrieg. Als Cäsar in der Schlacht bey Pharsalus bemerkte, daß das erste Glied der Schlachtordnung des Pompejus aus lauter jungen und schönen römischen Adlichen bestand, befahl er seinen alten Veteranen, blos nach den Gesichtern zu stechen. Die Pompejaner, die sich allenfalls hätten tödten lassen, konnten den Verlust ihrer Schönheit nicht ertragen und flohen.

Die

Die Zahl Drey.

Der Zahl Sieben ist schon in diesen Blättern gedacht worden. Die Drey ist eine nicht minder merkwürdige Zahl. Sie war schon bey den Aegyptern, Griechen und Römern heilig. Die Dryas der Pythagoräer ist bekannt. In den Religionsschriften der Juden und Christen kommt sie häufig vor. Drey Tage und drey Nächte war Jonas im Wallfischbauche. Drey schöne Dinge sind es, die beyde Gott und den Menschen wohlgefallen. Dreymal schlug Bileam seine Eselin. Dreymal maß sich Elias über dem todten Kinde. Drey Landplagen brauchte Gott, um den Ehebruch Davids zu strafen. Drey hohe Festtage verordnete Moses den Israeliten. Dreymal betete David und Daniel zu Gott. Drey Tage suchte Joseph und Maria Jesum. Dreymal verleugnete Petrus Christum. Dreymal flehte Paulus den Herrn an, daß des Satans Engel von ihm weiche. Dreymal kam das Gefäße mit allerley Thieren zum Petrus. Drey Thore hatte das himmlische Jerusalem. Aus dreyer Zeugen Munde besteht die Wahrheit. Glaube, Liebe und Hofnung sind die drey vornehmsten Tugenden der Christen. Nach dreyen Tagen stand Christus von den Todten auf. Aus dreyen Haupttheilen besteht der Mensch, drey Hauptkräfte hat die Seele desselben, u. s. w.

Der schlesische Robinson.

Unter der zahlreichen Menge der Abentheurerromane, die seit der ersten Robinsonade, welche der

Eng-

Engländer de Foe im Anfange des vorigen Jahrhunderts herausgab, Europa überschwemmten, spielt auch ein schlesischer Robinson eine nicht ganz schlechte Rolle. Er führt den Titel: „Schlesischer Robinson, oder Franz Anton Wentzels von C**, eines schlesischen Edelmanns, denkwürdiges Leben, seltsame Unglücksfälle und ausgestandne Abentheuer, aus übersendeten glaubwürdigen Nachrichten sowohl zur Belustigung des Lesers als zum Unterricht adlicher Jugend in Druck gegeben. Zwey Theile. Breslau und Leipzig 1723 und 1724." Es ist kein Robinson im gewöhnlichen Verstande, denn so weit und breit auch der Held in mehrern Welttheilen herumvagirt, so führt er doch bis zu seinem gewaltsamen Ende in den schwedischen Scheeren nirgends ein insularisches Leben, aber demohngeachtet neben allen ihm anklebenden Unvollkommenheiten des Styls und Geschmacks ist es doch keineswegs ein verächtliches Buch. Mit einer seltnen Kenntniß der Dinge in dem letzten Viertel des siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts führt der Verfasser seine Leser in eine Welt von ungemeiner Anschaulichkeit und Lebendigkeit, nennt Namen, Oerter und Personen, mit denen sie auch aus andern Quellen nicht unbekannt sind, und giebt selbst, indem er den gangbaren Vorurtheilen seines Zeitalters fröhnt, nicht selten schätzbare Details. So sind z. B. die Nachrichten von der Wiener und Leipziger Pest des Jahres 1680, von der Belagerung und dem Entsatze Wiens, von dem Schicksale der kayserlichen Kriegsgefangnen in Belgrad, von der Verheerung der Pfalz, von den Schlachten bey Neerwinden und Narva ꝛc. selbst noch in unsern Zeiten

von

von ungeschwächtem Interesse. (S. Bibliothek der Robinsone. Th. 3. S. 308.)

Die Geschichte eines andern schlesischen Robinsons ging vor ohngefähr zehn oder zwölf Jahren noch sehr häufig als Manuscript im Lande herum. Ein Schorsteinfegerzeselle aus Liegnitz, der in der Gefangenschaft zu Algier mancherley Trübsale erlitten hatte, unter andern wie ein Thier zur Tränke getrieben und dort genöthigt worden war, nach Art der Pferde zu saufen, war der Held und der Verfasser zugleich. Die Vereinigung seiner Thätigkeit mochte Ursache seyn, daß seine Schicksale weniger Interesse erregten, als eine geschicktere Hand ihnen zu geben vermocht hätte.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Stück.

Schlange. (Lange, Sang, Sage, Schlag, Gans, Hals, Glas)

Charade.

Soll Dich das Ganze glücklich machen,
Kann es die erste Silb' allein.
Wem die zwey letzten freundlich lachen,
Bey dem kehrt schnell die zweyte ein.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

7. 34.



Die grosse Schneegrube am Riesenkamme